

Epilog

Der Blick zum Himmel

Fragen an die Gegenwart

Ein Versuch über Andrej Tarkowskij und das Jetzt

Von Andreas Brehmer

Vielleicht würde Andrej zunächst schweigen.

Nicht weil er nichts zu sagen hätte, sondern weil unsere Zeit so viel spricht, daß jedes weitere Wort Gefahr läuft, im Lärm zu verschwinden. Überall Stimmen, Bilder, Nachrichten, Urteile. Alles verlangt nach Aufmerksamkeit, alles will gesehen, beantwortet, geteilt werden. Doch je dichter das Netz der Mitteilungen wird, desto schwerer scheint es, einen Menschen wirklich zu erreichen.

Vielleicht würde er uns lange ansehen. Nicht die Geräte, nicht die Bildschirme, nicht die Maschinen. Uns.

Er würde sehen, daß wir Entfernungen überwunden haben, ohne einander näherzukommen. Daß wir beinahe alles wissen können und doch immer weniger verstehen. Daß wir jeden Augenblick festhalten, aber kaum noch einen bewohnen. Unsere Bilder bewahren nicht mehr die Zeit; sie verdrängen sie. Kaum ist etwas geschehen, wird es aufgenommen, veröffentlicht, ersetzt. Das Sichtbare wächst ins Unermeßliche, während das Unsichtbare aus unserem Leben verschwindet.

Vielleicht war der Himmel früher nicht näher. Aber er bedeutete mehr.

Wer zu ihm aufblickte, sah nicht nur Sterne, sondern eine Ordnung, in die auch das eigene Leben gestellt war. Der Himmel gab keine Antwort, doch er bewahrte die Frage. Er erinnerte den Menschen daran, daß sein Dasein nicht bei ihm selbst begann und nicht in ihm selbst endete.

Heute ist der Himmel vermessen. Wir kennen die Entfernung der Gestirne, ihre Entstehung, ihre Bewegung und ihr Vergehen. Ihre Bilder erreichen uns in einer Genauigkeit, die frühere Jahrhunderte für unmöglich gehalten hätten. Aber je weiter unser Blick reicht, desto ungewisser scheint die Richtung, in der wir selbst gehen.

Wir kennen die Bahnen der Sterne. Doch kennen wir noch unseren Weg?

Vielleicht hat der Mensch nicht den Himmel verloren, sondern die Fähigkeit, in ihm mehr zu sehen als einen berechenbaren Raum. Er blickt hinauf und begegnet keiner Verheißung mehr, keiner Grenze, keiner Erinnerung an eine geistige Heimat. Das Unendliche ist sichtbar geworden und hat dennoch aufgehört, zu ihm zu sprechen.

So könnte gerade dort, wo unser Wissen am größten ist, eine neue Dunkelheit begonnen haben: nicht über uns, sondern in uns.

Die Welt ist lesbar geworden, bis in ihre kleinsten Bestandteile. Der Körper wird vermessen, der Schlaf aufgezeichnet, der Puls gezählt, die Bewegung verfolgt. Wir kennen unsere Schritte, aber nicht mehr den Weg. Wir kennen unsere Leistung, aber nicht ihren Sinn. Wir wissen, wie lange wir leben könnten, aber immer weniger, wofür.

Vielleicht läge darin für Andrej die eigentliche Krankheit unserer Zeit: nicht im Mangel an Wissen, sondern im Verlust der Mitte, auf die alles Wissen bezogen werden könnte.

Denn Sinn entsteht nicht aus der Menge dessen, was wir besitzen. Er entsteht aus einer Beziehung. Zu einem Menschen. Zu einer Erinnerung. Zu einem Ort. Zu einer Aufgabe, die größer ist als unser Nutzen. Vielleicht auch zu etwas, das keinen Namen mehr hat, weil wir verlernt haben, davon zu sprechen.

Spiritualität wäre dann keine Flucht aus der Wirklichkeit. Sie wäre die Fähigkeit, in der Wirklichkeit mehr zu erkennen als das, was sich verwenden, erklären oder verkaufen läßt. Sie begänne dort, wo ein Baum nicht nur Holz ist, Wasser nicht nur eine Ressource, Zeit nicht nur ein Vorrat und ein Mensch nicht nur eine Funktion.

Doch unsere Gegenwart verwandelt beinahe alles in Mittel. Die Landschaft wird Standort, die Aufmerksamkeit Ware, die Erinnerung Datenbestand, das Gesicht Oberfläche. Selbst die Einsamkeit wird vermarktet, die Sehnsucht berechnet, die Empörung gelenkt. Was sich nicht verwerten läßt, erscheint überflüssig. Was schweigt, gilt als leer. Was langsam ist, als unzeitgemäß.

Aber vielleicht beginnt das Wesentliche gerade dort, wo nichts mehr beschleunigt werden kann.

Ein Mensch sitzt an einem Bett und hält die Hand eines Sterbenden. Eine Frau wartet auf eine Nachricht, die vielleicht nie eintreffen wird. Ein Kind betrachtet im Regen eine Pfütze, in der sich der Himmel öffnet. Jemand liest einen Satz, der Jahrzehnte auf ihn gewartet hat. Ein anderer hört im Dunkeln eine Stimme und erkennt darin etwas, das er längst verloren glaubte.

Keiner dieser Augenblicke steigert die Leistung der Welt. Und doch könnte die Welt ohne sie nicht menschlich bleiben.

Vielleicht würde Andrej fragen, wann wir zuletzt etwas getan haben, das keinen Vorteil versprach. Wann wir einem anderen zuhörten, ohne bereits an unsere Antwort zu denken. Wann wir still genug waren, um zu bemerken, daß unter dem Lärm unseres Lebens eine zweite Zeit verläuft: langsamer, tiefer, unerbittlicher.

In dieser Zeit altern die Eltern. Entfernen sich Freunde. Vergehen Häuser. Verstummen Stimmen. In ihr wächst ein Kind heran, ohne daß wir den Augenblick bestimmen könnten, in dem es aufgehört hat, ein Kind zu sein. In ihr verliert sich das Gesicht eines Toten allmählich aus der Erinnerung, bis nur noch eine Bewegung bleibt, ein Lachen, eine Hand im Licht.

Vielleicht ist dies die Zeit, von der Kunst sprechen muß.

Nicht die Zeit der Nachrichten und Erfolge, sondern jene andere Zeit, in der der Mensch sich selbst begegnet. Kunst kann sie nicht anhalten. Aber sie kann ihr eine Form geben. Sie kann bewahren, was im äußeren Leben verlorengeht. Sie kann uns an etwas erinnern, das wir nie bewußt gewußt haben.

Könnte ein Film heute noch diese Kraft besitzen?

Vielleicht gerade heute.

Nicht indem er lauter wird als die übrigen Bilder, sondern indem er sich ihrem Lärm entzieht. Indem er den Zuschauer nicht festhält, sondern ihm Zeit zumutet. Indem er nicht erklärt, was er fühlen soll. Indem er einen Raum öffnet, in dem Erinnerung, Schmerz und Hoffnung aus eigener Kraft zu sprechen beginnen.

Ein solcher Film wäre vermutlich ein Fremdkörper. Zu langsam für die Märkte, zu still für die Plattformen, zu ernst für die Zerstreuung. Vielleicht würde er von vielen abgebrochen, übersehen oder als Zumutung empfunden. Aber für einen einzelnen Menschen könnte er zu jenem Augenblick werden, in dem die Welt plötzlich wieder Tiefe gewinnt.

Denn Berührung entsteht nicht durch Größe. Sie geschieht im Verborgenen. Ein Bild bleibt. Ein Geräusch kehrt zurück. Eine leere Tür, ein wehender Vorhang, Wasser über einem Stein, ein Gesicht, das sich nicht verteidigt. Jahre später ist es noch da und hat sich mit dem eigenen Leben verbunden.

Vielleicht wäre das genug.

Hat der Mensch sich geistig entwickelt?

Wir haben gelernt, Materie zu beherrschen, Krankheiten zu behandeln, Entfernungen zu überwinden und Informationen in einem Maße zu speichern, das frühere Zeiten für göttlich gehalten hätten. Aber wir haben nicht gelernt, mit derselben Sicherheit zu lieben. Wir haben die Angst nicht überwunden. Nicht die Gier. Nicht die Grausamkeit. Nicht den Wunsch, den anderen zu beherrschen. Unsere Werkzeuge sind neu; unsere Versuchungen sind alt.

Der Mensch ist nicht angekommen.

Vielleicht kann er es auch gar nicht. Vielleicht ist das Ankommen selbst eine falsche Vorstellung, geboren aus demselben Wunsch, das Leben in ein lösbares Problem zu verwandeln. Geistige Entwicklung wäre dann kein erreichter Zustand, sondern eine immer neue Entscheidung. Gegen die Gleichgültigkeit. Gegen die Lüge. Gegen die Versuchung, das eigene Leben für wichtiger zu halten als das Leben der anderen.

Jeder Mensch müßte diese Entscheidung selbst treffen. Keine Maschine könnte sie ihm abnehmen. Kein Fortschritt sie garantieren. Keine Gesellschaft sie für immer bewahren.

Und doch wäre dies kein Grund zur Hoffnungslosigkeit.

Solange ein Mensch in einem anderen mehr sieht als dessen Nutzen, ist die Welt noch nicht verloren. Solange jemand bereit ist, für etwas einzustehen, das ihm keinen Gewinn bringt, ist Freiheit möglich. Solange ein Bild, ein Gedicht, eine Stimme uns daran erinnern kann, daß wir nicht allein und nicht uns selbst genug sind, richtet sich unser Blick über uns selbst hinaus — zum Himmel.

Vielleicht würde Andrej nicht fragen, wie weit wir gekommen sind.

Er würde fragen, was wir auf dem Weg zurückgelassen haben.

Und ob wir noch umkehren können.

Nicht zurück in eine vergangene Welt. Nicht zurück in einen Glauben, den wir verloren haben. Sondern zurück zu jener Fähigkeit, das Leben als Geheimnis anzunehmen; den anderen nicht zu benutzen; die Zeit nicht nur zu verbrauchen; und inmitten des Sichtbaren auf das Unsichtbare zu antworten.

Der Mensch ist nicht angekommen.

Aber vielleicht kann er noch aufbrechen.

Andreas Brehmer, im Juli 2026